

Kunst aus Elfenbein

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 4

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635242>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zweifelhaft nach links. Die paar ersten Häuser nahe dem Bahnhofs waren neuerer Bauart, sie sahen kleinstädtisch, geschäftsmäßig und unfroh aus. Die Handlung der Gebrüder Weber stellte in ihren zwei Schaufenstern neben Herren- und Damenbekleidung auch Gartenzerkä, Pflanzen, Zwiebeln, Kartoffeln und Leiblinden aus. Vor dem Gebäude der Postverwaltung befand ein Postleier sein gelb angestrichenes Wäzlechen mit Paketen, zwei Rechen, einem Koffer und einem Paar Ski. Hinter der herausfordernd gelblichen Glasfront eines «Tea Rooms» streckten Hunderte von Stühlen ihre Beine gegen die Decke, während auf der davorliegenden Terrasse zwei Franzosenzimmer Tischfücher, Kichenwäsehe und Herrenhosen zum Trocknen aufhängten. Dann aber wandelte sich das Bild rasch. Alte Bauernhäuser, die zu zweien zusammengebaut, lagerten sich längs der ungepflasterten Strasse, durch kleine Blumengärten, in denen des Herbstes ganze Pracht noch glühte, von ihr getrennt. Miststöße und Jauchegruben gab es auch; Annelies hatte es ja gewusst. Pferde, Kühe und Knechte würden nicht fehlen, blieben aber zu dieser frühen Nachmittagsstunde verlohnen unsichtbar. Eine graue Katze spielte mit einem verdorrten Tannzapfen, schupfte ihn mit der Pfote hierhin und dorthin, schoss ihm nach wie ein Einbockespiel dem Puck, bis er in einer randvoll Jauchegrube landete, worauf sie sich entschloss, unter Nachbars Hühnervolk Unruhe zu bringen. Ein paar kleine Kinder stritten sich um ein altes Schankelohr, das mitten auf der Strasse sein wackelndes Dasein fristete, und als ein junger Mann in Schwarz die Dorfstrasse einbarkte, rannete sie ihm entgegen und streckte ihm ihre sandigen Händchen hin.

«Grüezi, Herr Pfarrer!»

Annelies tat, als ob sie all das mit Aufmerksamkeit in sich aufnehmen würde, grüßte den Geistlichen, der sie verstohlen musterte, freundlich, war aber aufs äusserste erregt. Wusste sie doch nicht, wann sie dem Geliebten wieder gegenüberstehen würde, ob im nächsten Augenblicke oder erst in einigen Stunden; denn sein Beruf führte ihn jederzeit überallhin. Aus jener Türe dort konnte er treten, hinter jener Hecke hervorkommen. Und jetzt...! Ja, jetzt kam vom Hintergrund der Dorfstrasse her ein Pferd angerast, allein, in gestrecktem Galopp, geradewegs auf sie zu.

«De Fabi ehant!» riefen die Kinder, liessen sich aber in ihrem Streit um das Gampiro nicht im geringsten stören. Annelies hingegen drückte sich voller Angst in eine Türschwelle. Sie war zwar schon oft hoch zu Ross ausgeritten und sich wahnsinnig imponant vorgekommen — aber ganz heimlich hatte sie sich auf dem Pferderücken nie gefühlt. Der Fabi musste das merken, ganz gewiss, denn nun verfiel er in Trab, dann in Schritt und trottete alsbald gemächlich auf die schlolternde Annelies zu, um sie mit seinem feuchten Maul zu beschuppieren. Beinahe schien es, als läche er dabei...

Nun kam einer der kleinen Lausbuben angrannt, klatschte gebieterisch in die Hände.

«Machsch, dass d'furt chunnsch, Fabi. Hi! Hi!» Er streckte sich in seiner ganzen Höhe aus und gab dem Rosse eines auf den Hintern, worauf es gutwillig abtrabte.

«Er macht der Mü. Er wott nu go auufe

im Braune-nunnele, trottete der Kleine das grosse Mädchen an. Wie konnte man sich vor dem Fabi fürchten! Und dabei so weiss werden vor Angst! Kein Wunder, dass bei diesem Anblick sogar ein Ross lachen musste!

Annelies wollte mit zitternden Knien weiterwandern und drehte sich von der Türschwelle weg. Da fiel ihr Blick auf ein weisses Schild, an welches sie sich gedrückt hatte: Dr. med. Paul Germann, prakt. Arzt, Sprechstunden 8—9 und 1—3 Uhr, Donnerstag ausgenommen. Die Türe ging auf. Annelies wusste nicht, tat sie das von selbst, oder hatte sie sich in eremoten Schreck darangelohnt. Der schwere Duft verblühender Blumen drang in vollen Schwaden ins Freie. Ein eigentümlicher Geruch — woher kamnte sie denn? Dann wusste sie es so rasch es in einem Hause, wo ein Toter aufgebahrt lag.

«Was wünschen Sie?» fragte eine rauhe Stimme im Hintergrund. Das Mädchen wusste nicht, gehörte sie einer Frau oder einem Manne an; Paul Germanns Stimme war es nicht.

«Wollten Sie zum Doktor?» wurde weitergefragt, als Annelieses gepresste Kehle keinen Laut von sich gab. Sie nickte bloss und schluckte.

«Er ist nicht mehr da.» Klang diese Stimme wirklich so traurig, erstickt in Tränen? Nun trat eine Frau näher, ganz schwarz gekleidet. Kalt fühlte Annelies ihr Blut vom Kopf zum Herzen rieseln. Kräftlos sank sie an die weissgetünchte Flurwand. Er war tot! — Sie war zu spät gekommen!

Die rauhbauige Schwester Margrit nahm das wankende Mädchen kurzerhand in die Arme, rief den neugierig herbeigewillten Knirpsen, welche offenen Mundes die seltsame Szene bestaunten, irgend etwas zu und trug Annelies in das Sprechzimmer ihres Vaters, wo sie sie auf ein von einem Frottier-tuche bedecktes Ledersofa niederlegte. Sie öffnete ohne Umschweife die dunkelblaue Jacke, dann die gebülmte Seidenbluse. Darunter gab es nichts mehr zu öffnen, weder ein Gestülchen noch ein Korsett, und diese spinnwebfleine Wäsche hinderte wohl nicht am Atmen. Annelies liess alles mit sich gehen. Ein einziger Gedanke hielt sie gefangen: sie wollte nicht mehr leben ohne ihn. An dem erstickenden Schmerz, der ihre Brust umklammert hielt, merkte sie, wie sehr ihr ganzes Leben von dem seinen abhing. Vor dem heissen Geruche des Salmiakgeistes, der ihr vor die Nase gehalten wurde, wandte sie unwillig den Kopf weg. Der Blick ihrer halbgeöffneten Augen fiel auf ein wahrschafes, starkgeformtes Gesicht, das Gesicht einer etwa fünfundvierzigjährigen Frau. Auf dem schwarzen Kleide trug sie das Abzeichen der Rotkreuzschwester.

«Ich habe Sie wohl erschreckt mit meiner schwarzen Stättlichkeit, was, kleines Fräulein? — Ich war heute mittag an einer Beerdigung, davon diese Pracht. — Wollten Sie zu Dr. Germann?» fragte sie dann noch einmal, worauf Annelies nickte.

«Sie sind nicht von hier.»

«Nein, von Sonnenberg. Er war dort zehn Jahre lang...»

«Sa, von Sonnenberg. Ja, ja. Und da kommen Sie also hierher zum Doktor? Er muss wohl sehr beliebt gewesen sein in diesem Sonnenberg?»

Er muss gewesen sein... Vergangenheit. Ihre Seele erstarrte, ihre Brust wurde kalt

wie Stein, wie jenes Mal im Traum, als er weit, weit hinausmarschierte war.

«Dann müssen Sie eben warten, bis er heimkommt. Er hat heute die Sprechstunde etwas früher beendet, weil er einen Patienten nach Wald hinterherführen musste. Er wird erst gegen Abend heimkehren.»

Annelies erhob sich auf den Ellbogen und starrte die Schwester an.

«Er ist nicht tot?»

Nun war das Erstaunen an Schwester Margrit.

«Tut? Wie sollte er auch!»

«Die vielen Blumen hier... Es riecht so komisch... Die Beerdigung...»

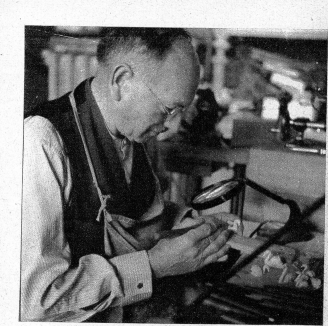
«Die Blumen gehören ihm, allerdings. Kleben tut es auch komisch, weil ich heute morgen keine Zeit mehr gefunden habe, ihm frisches Wasser zu geben. Beerdigt wurde ein Patient meines Vaters. Das kann vorkommen, wir müssen alle einmal sterben. Da ist sogar der Arzt machtlos, und wenn er zehnhund Paul Germann heisst.»

Da Annelies nicht lachen konnte, besorgte das die Schwester selbst.

«Woher sind denn die vielen Blumen?»

«Die hat er von dankbaren Patientinnen und solchen, die es werden wollen, erhalten während seiner Krankheit.»

(Fortsetzung folgt)



Ob für den Lohn unvorstellbar feine Details müssen aus dem Elfenbein herausgearbeitet werden, was mittels einer vielfach vergrösserten Lupe und feinsten Stahlwerkzeugen geschieht!

Blick in die Werkstatt des Herr Merz, dem ältesten Elfenbeinschnitzer der Schweiz

KUNST AUS ELFENBEIN

In Berner Oberland ist da und dort noch die Elfenbeinschnitzerei beheimatet, und in Interlaken schaffte noch der älteste Schnitzer der Schweiz seine wundervollen Motive aus dem kostbaren Material.

Das Schneiden von Blumen, Tieren und sonstigen Gegenständen aller Art aus Elfenbein ist eine sehr alte Kunst, die über viele Jahrhunderte auf unbestimmte Art grade zurückreicht. Vor allem die Chinesen und Japaner waren die ersten, und auch bis heute nicht ubertroffenen Künstler dieser Art.

In unser Land eingeführt wurde die Elfenbeinschnitzerei Ende der Vierer Jahre des vorigen Jahrhunderts aus Deutschland, wo dieses Gewerbe damals in hoher Blüte stand.

Während aber im Auslande feine Maschinen die Handarbeit des Schnitzers fast ersetzt haben, wird bei uns das Hauptgewicht immer noch auf die manuelle Betätigung gelegt, und die maschinelle Technik nur für die rohe Zerstückung des Materials benützt. Dies ist aus einer der Gründe, weshalb diese Arbeit auf der ganzen Welt geschätzt und geschätzt wird, denn das individuelle künstlerische Werk wird immer noch der seelenlosen Massenware vorgezogen.

Besonders interessant gestaltet sich die Beschaffung des Rohmaterials und der Import des heute so kostbaren Elfenbeins. Herr Merz, ein Künstler in seinem Fach, berichtet darüber, dass das Rohmaterial zum grössten Teil aus dem Belgischen Kongo stamme. Zum Schneiden verwendet wird vor allem das Material des Walrosszahns, der sich durch ein zartes Weiss auszeichnet, sowie auch der Elefantenzahn, der einen gelblichen Ton aufweist. Interessant ist die Tatsache, dass das Elfenbein beim Elfantenn nur von verendeten Tieren gewonnen wird. Der Elefant hat die Eigenart, sich angesichts des nahenden Todes



Der Künstler hält zwei Spitzenreste von Elefantenzähnen in der Hand, von welchem Material er Blumen und Tiere schnitzt. Mit dem kostbaren und auch seltenen Material muss sparsam umgegangen werden, kostet doch das Kilo Elfenbein heute ca. 100 Franken

nach einem Sympte zu begeben, um dort zu sterben. Dies ist eine instinktmässige Vorsorge der Natur, deren tieferen Sinn nicht erklärt werden kann. Dagegen ist festgestellt worden, dass, wenn das Tier an einem trockenen Orte verendet, der Kadaver von Thermiten innert kürzester Zeit vollständig aufgefressen würde. In diesen Stümpfen aber, man nennt sie bezeichnenderweise Elefantenzahnhügel, verstreut das Tier langsam in den schützenden Boden. Die Tiere werden später hier ausgegraben und sind selbst nach Jahren noch sehr gut erhalten; und die durchschnittlich 70 Kilo schweren Elefantenzähne lassen sich mühelos von knöchernen Körper abziehen.

Das Elfenbein kommt dann per Schiff an die grossen Weltmärkte nach Antwerpen und London, um dort versteigert zu werden. Durch konzessionierte Agenten erhält auch der Elfenbeinschnitzer in der Schweiz dieses kostbare Rohmaterial geliefert.

Das Schneiden aus Elfenbein ist, wie das Schneiden überhaupt, eine Kunst, zu der es ein ausgesprochenes Talent, gute Auffassungsgabe und viel Formensinn braucht. Die Verarbeitung des kostbaren Rohmaterials (Elfenbein kostet per Kilo heute bei 100 Franken) muss daher gut überlegt und sehr sparsam geschehen. Aus dem rohen Elfenbein wird zuerst die Form des spätern Gegenstandes gewonnen, um hiermit mit einer besonderen Feile in rohen Konturen weiterverarbeitet zu werden. Nach diesem Prozesse ist die Form schon deutlich herausgearbeitet und wird nun mittels einem Bohrer, wie ihn z. B. die Zahnärzte besitzen, in schwieriger Handarbeit unter einer vielfach vergrösserten Lupe bis in die kleinsten Details herausgearbeitet. Als letztes legt dann der Künstler noch Hand an und arbeitet oft unvorstellbar feine Formen mit speziellen Meisseln heraus. Besonders schön sind neben den anderen Gegenständen und Motiven aus der Natur, die hübschen Vasen, deren hauchdünne Elfenbeinwandungen im durchscheinenden Lichte die Verzerrungen effektiv hervortreten lassen.

Herr Merz, der älteste Elfenbeinschnitzer, dessen Vater der erste war, der dieses Gewerbe in der Schweiz betrieb, hat heute schon wieder Nachfragen aus allen Erdteilen für seine geschätzten Arbeiten.



Farlige Arbeit. Gute Beobachtungsgabe und einen ausgeprägten Formensinn ist für das Gestalten unerlässlich

Die fertigen Arbeiten werden je nach dem gestellten Motiv nach gefärbt, wie diese Blumen, was bei dem Material eine besondere Technik verlangt!

Nachschneidung